

P.C. Short

in between



Die Bande, die uns binden

P.C. Short

**in between: Die Bande,
die uns binden**

Inhaltsverzeichnis

[Widmung](#)

[Prolog](#)

[1](#)

[2](#)

[3](#)

[4](#)

[5](#)

[6](#)

[7](#)

[8](#)

[9](#)

[10](#)

[11](#)

[12](#)

[13](#)

[14](#)

[15](#)

[16](#)

[Anerkennung](#)

[Impressum](#)

Widmung

Für die Liebe meines Lebens!

Träume sind Gedanken, doch die Fantasie entsteht in unseren Herzen

Prolog

Was wäre, wenn ich Ihnen erzählen würde, dass mein Leben anfang, als ich in eine andere Welt entführt wurde? Tja, Sie würden mich wahrscheinlich in eine psychiatrische Anstalt einweisen! Aber warum sollte ich Sie belügen, wenn die Wahrheit doch so interessant ist?

Ich wurde in Chicago geboren als Tochter eines Großunternehmers und einer Designerin. Leider kann ich mich an die Zeit mit meinen Eltern nicht mehr so richtig erinnern, aber ich erinnere mich noch genau, was eine Woche vor meiner Entführung geschah. Damals war es unter reichen Familien modern, dass man seine Kinder, egal wie alt sie waren, über den Sommer hinweg in ein Ferienlager schickte, um Zeit für sich zu haben. Tja, meine Eltern folgten diesem Trend.

Seit meinem sechsten Lebensjahr war ich jeden Sommer in einem anderen Ferienlager gewesen. Sogar mit Fünfzehn steckten sie mich in ein Lager mit dem Namen „Camp Vicatoba“. Die erste Woche verlief toll. Ich lernte nette Kinder in meinem Alter kennen und hatte Spaß, jedoch fühlte ich mich nach kurzer Zeit, als würde ich nicht hierher gehören. Eigentlich hatte ich mich noch nie so richtig wohl gefühlt. Ich wusste nicht, woran es lag, aber was ich auch nicht wusste, als ich damals diese Gedanken hatte, war, dass sich alles in wenigen Tagen verändern würde ...

1

Es war ein verregneter Tag in Camp Vicatoba. An solch seltenen Tagen war es, als würde die Zeit still stehen. Alle waren gelangweilt und aufgrund des wolkenbruchartigen Regens saßen wir in unseren Unterkünften fest. Ich blickte aus dem Fenster und musste feststellen, dass der starke Regenguss bereits das Lager unter Wasser gesetzt hatte. Der Erdboden war nicht mehr fest, sondern schien sich unter dem vielen Wasser immer mehr in eine matschige Brühe zu verwandeln. Innerlich stellte ich mir die verschiedenen Szenarien vor, was wohl passieren würde, wenn es tagelang so weiterregnen würde. Würden die Häuser von der Matschbrühe einfach verschluckt werden? Oder schlitterten sie irgendwann in den nahegelegenen See, wenn es keinen Halt mehr gab? Dieser Gedanke amüsierte mich, denn, auch wenn ich mich anfangs immer über meine Zeit in solchen Ferienlagern freute, spätestens nach einer Woche hatte ich die Nase voll.

Ich wohnte in einem Dreibettzimmer zusammen mit den Zwillingen Jessica und Jennifer McCarthy. Sie waren die zehnjährigen Töchter eines seit Jahrzehnten bestehenden Familienunternehmens. Das Vermögen ihrer Eltern ging in die Milliarden, was sich auch an den Zwillingen widerspiegelte. Immer hatten sie die beste Kleidung. Wenn es Zeit war für Neues, ging man nicht zu einem der vielen Modegeschäften, nein, es musste sich um richtige Markenkleidung handeln. Selbst eine simple Jogginghose trug dann einen großen Designernamen, wenn sie Jessica oder Jennifer gehörte, sei es nun Gucci oder Versage. Einmal entdeckte ich sogar Hausschuhe von Alexander McQueen unter ihren Betten. Darauf angesprochen

erzählten sie stolz, dass diese Unikate seien und von McQueen nur für sie designt und produziert worden waren. Die Zwillinge waren die klassischen Püppchen, langes blondes, leicht gelocktes Haar, strahlend blaue Augen und ein makelloser Teint, wobei hier regelmäßig mit Besuchen bei den besten Schönheitsboutiquen nachgeholfen wurde. Der einzige Unterschied zwischen den beiden war, dass Jessica etwas größer war als Jennifer, aber ansonsten glichen sie einander wie ein Ei dem anderen. Im Grunde verstanden wir uns sehr gut, denn genau wie ich waren sie extrem verwöhnt. Doch hie und da wurde auch mir ihre Art zu viel.

In Camp Vicatoba war es üblich, dass in jedem Zimmer ein Mädchen oder ein Junge lagen, die um ein paar Jahre älter waren als die anderen. Fragt mich nicht, warum. Ich fand es irgendwie toll! Die beiden Mädchen umschwärmten mich andauernd und wollten von mir viele Dinge wissen, von denen ich mit meinen fünfzehn Jahren selbst noch keine Ahnung hatte. Wir waren eine richtige Clique und klebten andauernd beisammen. In dieser Zeit musste ich auch feststellen, dass Jessica und Jennifer eine Begabung dafür hatten, sich in prekäre Situationen hineinzumanövrieren. Ich fühlte mich oft für die beiden verantwortlich, mehr als für mich gut war, vor allem, weil sie bei jedem Problem, das auftrat, zuerst mich aufsuchten, bevor sie zu den Betreuern gingen. Ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hatte, doch ich bekam regelrecht schwesterliche Gefühle für die Zwillinge und hatte den Glauben, dass sie ohne mich schutzlos wären. Denn nicht nur einmal bewahrte ich eine der beiden vor Knochenbrüchen, Verbrennungen oder davor, gegen einen Baum zu laufen. Klingt witzig, wäre Jennifer aber fast passiert.

In der dritten Woche meines Aufenthaltes in Vicatoba fing ich jedoch an, mich immer wieder von den beiden zurückzuziehen. In mir keimte dieses Gefühl, nicht dazuzugehören, was dazu führte, dass ich eher abwesend wirkte und mich am liebsten irgendwo verkrochen hätte. Doch hie und da schafften es die Zwillinge trotzdem, mich aus diesem Tief herauszureißen und dazu zu animieren, etwas mit ihnen zu unternehmen. Vielleicht weniger aus Abenteuerlust oder Tatendrang als dass sie davor bewahrt werden, wieder in irgendeinen Schlamassel rein zu stolpern. Nie hatte ich Mädchen erlebt, die weltfremder waren als die zwei. Oft fragte ich mich, wie sie sich wohl zu Hause durch den Alltag schlugen, wenn sie hier schon so oft in Schwierigkeiten gerieten.

Ich hatte genug davon, den sintflutartigen Regen zu beobachten, und legte mich auf mein Bett, um damit zu beginnen, die Decke anzustarren, als mich Jessica plötzlich ansprach.

„Sag mal, Ilona, was ist eigentlich los mit dir? In der letzten Zeit bist du viel ruhiger und starrst nur blöd vor dich hin! Ist alles in Ordnung?“

Ich blickte sie an und für einen Moment wusste ich nicht, was ich ihr antworten sollte. Ich konnte ihr doch nicht erzählen, dass ich glaubte, nicht hierher zu gehören. Doch ich entgegnete, dass ich einfach mein Zuhause vermissen würde, was ich gar nicht tat.

„Ach so, wenn es nichts Schlimmeres ist, ist ja alles in Ordnung!“ Sie blickte kurz zum Fenster und sah dann zu Jennifer. „Jenni, Darling! Es hat aufgehört zu regnen!“

Die beiden hatten eine seltsame und amüsante Art sich zu unterhalten. Daran merkte man jedes Mal aufs Neue, dass

sie verwöhnt und eingebildet waren.

Plötzlich klopfte es an der Tür und Serena trat ein. Sie war ein hochgewachsenes, junges Mädchen im Alter von vierzehn Jahren. Sie hatte blondes langes Haar, grüne Augen und war von etwas dicklicher Statur. „Hey Leute, kommt raus, die Jungs haben sich die Badehosen angezogen und veranstalten eine Schlammschlacht. Das müsst ihr sehen!“

Die Zwillinge sprangen sofort auf und rannten nach draußen, doch ich blieb in meinem Bett und starrte wieder auf die Decke. Wenn mir klar gewesen wäre, dass Jessica und Jennifer in diesem Augenblick auf Ärger aus waren, hätte ich vielleicht anders reagiert und hätte sie aufgehalten.

„Na toll! Da habt ihr uns aber schön mit reingeritten!“

Wütend sah ich die Zwillinge an, die neben mir durch den Wald trotteten, während ich den schweren Rucksack mit Zelt und Proviant für eine Nacht am Rücken trug.

„Wer hätte denn ahnen können dass der Campleiter so ein Drama daraus macht?“

Abrupt blieb ich stehen. „Jennifer, ihr habt das Haus von Mister Settler von oben bis unten mit Schlamm bespritzt und dann wunderst du dich über eine Bestrafung?!“

Jessica schüttelte den Kopf. „Aber wir waren das doch gar nicht, das waren die Jungs!“

Tadelnd sah ich die beiden an. „Nein, ihr wart das nicht, ihr habt die Jungs ja nur angefeuert, es zu tun!“

Jennifer zuckte mit den Schultern: „Na und, wir haben den Schlamm ja nicht geworfen, das heißt, uns trifft keine Schuld.“

Sie wollten es einfach nicht verstehen und jegliche Belehrungsversuche meinerseits verliefen ins Leere.

„Dieser Mister Settler soll selber im Wald schlafen, warum müssen wir für die Fehler der Jungs büßen?“

Wir waren endlich an einer geeigneten Lichtung angekommen und ich ließ zornig den Rucksack zu Boden fallen. „Das ganze Camp darf heute Nacht für diesen Schwachsinn im Wald schlafen! Wie seid ihr überhaupt auf die Idee gekommen, den Jungs so etwas Dummes vorzuschlagen?“

Jessica grinste mich an. „Handyverbot!“

Ich war perplex: „Wie bitte?“

„Ja, wir wollten telefonieren und im Internet surfen, aber er wollte uns unsere Handys nicht geben!“, entgegnete Jennifer.

Ich musste mich beruhigen, ich war kurz vorm Platzen. „Uns wurden am ersten Tag die Handys abgenommen, damit wir uns auf die Natur besinnen und uns körperlich austoben. Das hat man euch auch gesagt, warum konntet ihr das nicht einfach akzeptieren?“

Wie aufs Stichwort zogen beide einen Schmollmund. „Keiner nimmt uns etwas weg!“

Diese Unterhaltung war eindeutig sinnlos.

Ich brauchte ewig für den Zeltaufbau und das Lagerfeuer, denn ganz unerwartet taten Jessica die Füße unglaublich weh und Jennifer hatte starke Kopfschmerzen. Schon jetzt war mir klar, dass die beiden Profis darin waren, sich vor Arbeit zu drücken.

Ich war froh über die dem Zelt beigelegte Betriebsanleitung, sonst hätte ich es wohl nicht geschafft - vor allem dank der unnötigen Hilfskommentare der beiden Nervensägen. Nach einer gefühlten Ewigkeit hatte ich es dann aber doch geschafft. Unsere Schlafsäcke lagen ausgerollt im Zelt und ein kleines Feuer prasselte innerhalb eines Steinkreises. Als ich die Packung mit Marshmallow aus dem Rucksack zog, schienen auch die Schmerzen der beiden wie geheilt.

Es war bereits ziemlich dunkel und die Mädchen hatten sich zusammengekuschelt, ich saß da und stach mit einem Stückchen Ast im Feuer herum. Ich fühlte, dass etwas nicht in Ordnung war, als ganz unerwartet Wind aufkam, obwohl wir an einer windgeschützten Stelle unser Lager aufgeschlagen hatten. Von einer Stelle weiter weg von uns erschien Licht und wir hörten jemanden sprechen. Mir war das Ganze nicht geheuer. Wir waren relativ weit weg vom Camp und in dieser Abgeschiedenheit konnte doch nicht plötzlich jemand auftauchen, hier stimmte etwas ganz und gar nicht.

Plötzlich hörte ich Schritte, die auf uns zu kamen, und bekam es mit der Angst zu tun. Schnell löschte ich das Feuer und stellte mich schützend vor die Zwillinge. Jessica und Jennifer fingen an, hinter mir zu schluchzen und zu zittern, als eine riesige Bestie aus dem Dickicht des Waldes hervortrat. Das Untier war pechscharf wie die es umgebende Nacht, unter seinen Lefzen stachen die großen,

weißen Fangzähne hervor und seine Augen schienen im Dunkel zu glühen.

„Lass uns zufrieden!“, erhob ich meine Stimme, doch das war ihm egal. Es kam immer näher. Ich befahl den Mädchen wegzulaufen, selber stellte ich mich in den Weg und wollte dieses Ungetüm aufhalten. Doch es stieß mich zur Seite, als wäre ich leicht wie eine Feder, dabei verpasste es mir mit den Krallen seiner Pranke regelrechte Schnittwunden am Oberarm. Ich brauchte einen Moment, um mich wieder zu sammeln, trotz der blutenden Wunde empfand ich jedoch keinen Schmerz aufgrund des Adrenalinschubs.

Ich wusste, dass ich eine Waffe brauchen würde, um mich gegen dieses Ding zur Wehr setzen zu können, also sah ich mich um. Auf dem Boden der Lichtung lagen viele scharfkantige Steine. Wenn ich nur einen finden würde, der groß genug war, könnte ich ihn als Dolch verwenden. Ich packte einen der größeren Steine und schnitt mir sogleich meine Handfläche auf. Ich konnte sehen, wie sich mein Blut auf dem Objekt meiner Wahl verteilte, und hoffte, eine geeignete Waffe gefunden zu haben, wenn ich mich so leicht an dem Stück Fels verletzen konnte.

Das Biest hatte die beiden Mädchen bereits eingeholt und stand nun bedrohlich vor ihnen.

Ich nahm all meinen Mut zusammen. „Hey, ich bin noch nicht fertig mit dir!“

Die Bestie hielt es nicht für nötig, sich umzudrehen, also lief ich los, so schnell meine Beine mich tragen konnten, sprang dem Ungetüm auf den Rücken und rammte ihm meine universelle Waffe in die Schulter. Das Wesen brüllte und stieß mich von sich. Langsam drehte es sich zu mir um,

hob den Arm und zog den spitzen Stein aus seinen Rücken. Es sah sich meine Waffe kurz an und warf sie verächtlich zur Seite.

„Wenn du denkst, dass du mich mit so einem Stein verletzen könntest, dann irrst du dich aber!“ Es wollte wieder ausholen und mich zu schlagen doch ich wich seinem Arm aus und rammte ihm meinen Ellbogen mit voller Kraft in den Magen. Damit schien es nicht gerechnet zu haben und krümmte sich für einen kurzen Moment vor Schmerz. Ich lief zu den Zwillingen, nahm sie an der Hand und flüchtete mit ihnen, so schnell uns unsere Beine trugen. Jessica bemerkte sofort, wo ich hinlief.

„Ilona nicht! Dort könnten noch mehr von diesen Dingen sein!“

Ich wollte das Ungetüm zurück zu dem Ort locken, woher es gekommen war. Als wir plötzlich vor einem Portal standen, das anscheinend in eine andere Welt führte, stockte mir für einen Moment der Atem. Ich wusste, dass es nur eine Möglichkeit gab, zumindest die beiden Mädchen zu retten. Ich bat die Zwillinge, knapp neben diesem Tor stehen zu bleiben und sich nicht von der Stelle zu rühren, was sie auch nach kurzem Protest taten, nachdem ich ihnen mehrmals versichert hatte, dass ihnen nichts passieren würde. Dann verschwand ich hinter einem Gestrüpp in der Nähe und wartete.

Da war sie, die Bestie, und schritt nun langsam auf die Mädchen zu. Ich hörte Jessica laut schluchzen und meinen Namen wimmern. Ich musste den richtigen Moment abwarten, sonst würde das Ganze schief gehen. Als dieses Untier direkt vorm Tor stand, lief ich los, so schnell mich meine Beine tragen konnten. Das Wesen bemerkte mich

erst, als es zu spät war. Zusammen mit ihm stürzte ich in die andere Welt.

Das Tor lag höher und steinerne Treppen führten hinab. Ich hatte meine Finger in das Fell der Bestie gekrallt, weil ich nicht wollte, dass sie noch einmal die Chance hatte, die Mädchen zu schnappen. Unten angekommen ließ ich los und rollte sogar noch ein Stück weiter. Ich krümmte mich vor Schmerz und war kurz davor, das Bewusstsein zu verlieren. Ich fühlte, dass ich an einigen Stellen blutete. In meiner rechten Hand hielt ich ein Bündel Fell der Bestie. Ich konnte noch hören, dass sich das Wesen mit Jemandem stritt.

„Nein, Seph! Ich schließe das Tor jetzt, hörst du! Die Hörner der Garde erklingen bereits! Flieh und nimm die Göre! Für sie bekommt Medo auch Geld!“

Mehr bekam ich nicht mehr mit.

2

Mein Kopf tat weh und ich konnte kaum meine Augen öffnen. Es war Nacht und ich schien mich in einer Art Käfig zu befinden. Ich zog mich an den Gittern hoch und versuchte etwas zu sehen. In der Dunkelheit konnte ich kaum etwas erkennen, doch ich hörte Stimmen: „Das ist zu gefährlich Medo! Wenn die Garde uns in der neuen Welt erwischt, dann landen wir im dunklen Exil oder Schlimmeres.“, jemand schien sich zu streiten: „Warum widersprichst du mir. Dort waren Zwillingskinder, weißt du wie viel Geld die uns beschereen können, darauf will ich nicht verzichten.“ Zwillinge? Sprachten sie etwa von Jessica und Jennifer: „Gut dann geh Medo, aber ich werde dich nicht begleiten, ich werde mein Glück bei Aren versuchen.“ Ein böses Lachen erklang: „Du wirst aufmüpfig mein Junge, aber gut, versuch dein Glück und ich versuch meines.“

Der Käfig setzte sich unerwartet in Bewegung, ich verlor den Halt und prallte mit dem Kopf gegen die Gitter, alles wurde wieder schwarz.

Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, befand ich mich noch immer in diesem Käfig, der von einem Pferd über eine holprige Straße gezogen wurde.

Nun, am hellichten Tag, erkannte ich die Bestie besser. Es schien sich um eine Art Wolfswesen zu handeln. Man konnte ihn mit einem aufrecht gehenden Wolf vergleichen, nur dass die Haltung wirklich gerade war, so wie bei uns Menschen. Sein ganzer Körper war von pechschwarzem Fell bedeckt, nur am Rücken zog sich ein weißer Streifen von der Stirn bis zum Ende seines Schweifes.

Als ich versuchte mich aufzusetzen, durchstach Schmerz meinen Körper und ich musste stöhnen. Der Wagen fuhr weiter, doch das Wesen trat an die Gitter des Käfigs und ging weiter neben dem Gespann her.

„Na, hast du starke Schmerzen? Gut! Du dumme Göre hättest dich vorgestern retten sollen und nicht deine Freundinnen. Die beiden wären tolle Ware gewesen. Jeder Herr hätte für sie viel bezahlt.“

Was er sagte, brachte mich zum Kochen. „Ware? Das sind die beiden für dich?“

Er zog die Lippen hoch und schien zu lächeln. Oder sah das nur so aus?

„Vergiss nicht, mit wem du redest, Sklavin! Du bist für mich auch nur Ware, die ich verkaufe. Mehr seid ihr Menschen nicht wert.“

Für einen Moment dachte ich, mich verhöhrt zu haben. Doch er hatte es ernst gemeint, also grub ich tiefer. „Anscheinend gibt es für so grässliche Dinger, wie du eines bist, keine bessere Art, Geld zu verdienen!“

Plötzlich stoppte das Gespann. So schnell konnte ich nicht reagieren, schon lag seine Pranke um meinen Hals. Er sah mir in die Augen. Das Wesen erkannte, dass ich vor Schreck starr war und nickte.

„Jetzt weißt du, warum ich ein Sklavenhändler bin!“

Seine linke Gesichtshälfte war von zwei riesigen Narben geprägt, die sich über das linke, blinde Auge zogen, das im Gegensatz zu seinem smaragdgrünen rechtem direkt beängstigend wirkte.

„Was bist du?“

Das Wesen schnaubte. „Ich bin ein Werwolf!“

Mit meinen Händen versuchte ich seinen Griff um meinen Hals zu lockern. „Blödsinn! So etwas gibt es nicht, das sind Fabelwesen!“

Der Werwolf zog seine Lippen hoch und zeigte mir seine Reißzähne. „Und doch stehe ich vor dir!“

Ich bekam es mit der Angst zu tun. „Bitte lass mich gehen! Ich bin keine gute Sklavin. Ich bin eine verwöhnte Fünfzehnjährige aus Chicago, ich kann gar nichts!“

Er ließ von mir ab. „Weißt du, wie egal mir das ist? Der Herr, an den ich dich verkaufe, soll mit dir machen, was er will!“

Ich war den Tränen nahe, doch ich wollte es mir nicht anmerken lassen, deshalb schluckte ich meine Trauer runter. Doch der Kloß im Hals war noch eine ganze Weile zu spüren.

Tagelang waren wir nun schon unterwegs und mit jedem Tag wuchsen mein Hass und meine Verzweiflung. In dieser Zeit beobachtete ich diesen Werwolf ganz genau. Er hatte einen muskulösen und schlanken Körperbau und mit seinen zwei Metern Körpergröße wirkte er doch äußerst Respekt einflößend. Der Ausdruck in seinem rechten gesunden Auge wirkte oft traurig, doch kaum, dass er sich mir zuwandte, wich dieser einem ernstesten und beängstigenden Blick. Mir fiel auf, dass er Schmuck am Körper trug. Unter anderem zwei silberne Armreifen mit Ornamenten, einen Ohrring im linken Ohr, sowie silberne Reifen um die Knöchel seiner Beine. Als er sich eines Abends dem Käfig

zuwandte, konnte ich auch einen Blick auf das Piercing in seiner rechten Brustwarze erhaschen.

Er sprach kaum ein Wort mit mir und gab mir nur sporadisch zu essen oder zu trinken. Nächtelang traute ich mich kaum zu schlafen. Ich hatte große Angst davor, er könne mir im Schlaf etwas antun. Doch eines Nachts, es war eine sehr kalte Nacht und ich hatte mich zusammengekauert ins hinterste Eck des Käfigs zurückgezogen, schlief ich ein.

Der Käfig rumpelte über den Trampelpfad und ich erwachte aus meinem traumlosen Schlaf. Verschlafen sah ich mich um und musste feststellen, dass mich jemand mit einer Decke zugedeckt hatte. Sofort war ich hellwach und sah mich nach dem Werwolf um. Dieser ging diesmal hinter dem Karren nach. Als er bemerkte, dass ich meinen Kopf aus dem Gitter streckte, trat er neben den Käfig.

„Hast du mich zugedeckt?“

Seine Ohren zuckten unruhig, es schien regelrecht so, als würde er überlegen wie er ir antworten sollte: „Ja. Krank bringst du mir kein Geld.“

Vor den Gittern kniend sah ich ihn an. „Wie heißt du eigentlich?“

Überrascht blickte er mich an. „Meinst du diese Frage ernst?“

Nickend bestätigte ich.

„Seph.“

Er wollte wieder nach vorne zum Gespann gehen, als ich ihn in ein Gespräch verwickelte.

„Warte! Meine Eltern haben viel Geld, sie würden mich sicher freikaufen!“

Er fing lauthals an zu lachen. „Mit dem Geld aus deiner Welt fange ich nichts an.“

Zornig sah ich ihn an. „Hey, du Mistkerl, ich versuche nur wieder freizukommen!“

Mit einem lauten Knall verpasste er mir eine Ohrfeige und umfasste wieder meine Kehle. „Du hast deine Freiheit in dem Moment verloren, als du mit mir durch das Tor gekommen bist! Glaub mir, ich habe keine Hemmungen dich zu töten, aber du bringst mir nun mal Geld und das brauche ich nötiger als eine tote Sklavin!“ Er stieß mich zurück in die Mitte des Käfigs.

Tränen standen mir in den Augen. „Du mieses Schwein, wie kann man nur so herzlos sein?“

Wütend klopfte Seph gegen die Gitter des Käfigs. „Wenn man überleben will! Es läuft nicht alles nett im Leben, du dumme Göre. Es wächst nicht jeder mit einem goldenen Löffel im Maul auf so wie du. Ich danke den Göttern dafür, dass wir bald das Schloss erreichen, denn dann bin ich dich los!“

Ich wusste nicht, wie viele Stunden wir noch unterwegs gewesen waren, bis wir das Anwesen dieses Herren erreichten. Seph hatte die ganze Zeit kein Wort mehr mit mir gewechselt. Als ich ihn um Wasser gebeten hatte, hatte er mir wortlos eine Kelle gereicht. Ich war in Überlegung, ihn nochmals anzusprechen, aber mir war im Grunde klar, dass dies ein sinnloses Unterfangen sein würde.

Wir fuhren mit dem Gespann durch einen großen Torbogen und fanden uns in regem Treiben wieder. Überall auf dem

Platz vor dem Schloss standen fahrende Händler, die von Obst und Gemüse bis Schmuck und Kleidung alles anboten, was das Herz begehrte. Anschließend ging es weiter durch ein zweites kleineres Tor und wir fanden uns schließlich auf dem Platz vor dem Schloss wieder. Es war ein großes, imposantes Bauwerk mit vier kleinen Türmen und einem großen Hauptturm. Die Fenster des Schlosses waren aus Buntglas mit kunstvollen Mustern, vor dem Portal standen zwei Wachposten. Es waren keine Menschen, denn beide sahen aus wie zu groß geratene Fledermäuse. Der Karren stoppte und Seph führte sein Pferd zur Tränke. Noch war mein Kampfgeist nicht gebrochen, ich musste es schaffen zu fliehen.

Als der Werwolf das Türschloss des Käfigs öffnete, sprang ich, trotz der Verzweiflung in meinem Herzen und der vor Angst weichen Knie, auf und rammte meinen Körper mit voller Wucht gegen die Tür. Seph wurde umgestoßen. Ich hastete los, doch plötzlich packte er mich an der Schulter und riss mich zu Boden. Der Aufprall war so stark, dass ich keine Luft bekam und vor Schmerz zusammenzucken musste. Ich merkte, dass auch er den Atem ausstieß, als würde er keine Luft kriegen. Dann jedoch hob er mich auf die Beine und legte mir eine Art Halsband aus Eisen um den Hals. Nicht nur, dass es schwer war und die Kanten scharf, es war mit einer Kette verbunden, die der Werwolf in der Hand hielt.

„Komm jetzt, mir reicht es mit dir! Du bist die Erste, die bei mir versucht hat zu fliehen. Das Halsband hast du dir jetzt selbst zuzuschreiben. Ich hätte dich vor Aren gebracht, ohne dir dieses Ding umzulegen, aber das hast du dir jetzt selbst eingebrockt. Ich werde ihm auch raten, es nicht abzunehmen, sonst kommst du vielleicht auf den Gedanken wegzulaufen!“

Ich sträubte mich gegen sein Zerren an der Kette und vergrub meine Füße, so gut das mit nur einem Schuh ging, im Boden. Plötzlich riss er am Halsband und ich stürzte ihm direkt in die Arme. Ich versuchte mich aus dem festen Griff seiner Pranken um meine Schultern zu lösen, doch es gelang mir nicht. Er stand ganz ruhig da, nur ich sträubte mich. Als ich aufsaß, blickte er mir direkt in die Augen.

„Hör mir gut zu! Ich würde dir dieses Halsband sofort abnehmen, wenn ich wüsste, dass du nicht wegläufst. Diese Welt ist zu gefährlich, wenn man sie nicht kennt.“

Ich verstand die Welt nicht mehr, machte er sich etwa Sorgen? Für mich war das unverständlich, er war ein Sklavenhändler. Etwas war doch faul an dieser Sache, oder? War diese Welt wirklich so gefährlich? Damals hatte ich ja noch keine Ahnung! Er löste seinen festen Griff um meine Schultern.

„Komm jetzt!“

Ich gehorchte.

Wir kamen in einen großen Saal. Menschlich aussehende Diener und seltsame Wesen standen rechts und links vor den Wänden, die mit Zeichnungen von Göttern und Fabelwesen verziert waren. Es war ein prunkvoller großer Saal, kaum zu beschreiben, man hätte sich Wochen, ja Monate, in diesem Raum aufhalten müssen, um sich die vielen detaillierten Zeichnungen einprägen zu können. Die Diener trugen helle, grüne Anzüge, die mich an die Kleidung der indischen Männer und Frauen erinnerte. Die Krieger waren schwer bewaffnet und trugen dunkle Kleidung mit einem feuerroten Emblem, einem großen „A“. Je nach Art des Wesens war der Stoff fest anliegend oder etwas weiter geschnitten. Mir lief es eiskalt über den

Rücken, als ich sah, dass sich um den Thron des Königs herum zehn halb nackte Konkubinen rekelten. Eine war schöner als die andere. Manche sahen dämonisch aus, andere wieder menschlich, was mich beunruhigte. Wie konnte er nur seine Konkubinen so neben sich sitzen lassen, während auf dem Thron neben ihm seine Frau oder Tochter saß?

Aren stand auf und Seph verbeugte sich. Ich blieb aufrecht stehen, doch dann riss er an der Kette meines Halsreifens und ich ging in die Knie.

„Lass ja den Kopf zu Boden gesenkt, sonst lebst du nicht mehr lange“, hörte ich ihn sagen und gehorchte.

„Seph! Schön dich zu sehen. Du warst schon lange nicht mehr hier und schon gar nicht ohne deinem Meister Medo. Wie ich sehe, hast du mir etwas mitgebracht.“

Seph stand auf. Als ich mich erheben wollte, merkte ich, dass er leicht den Kopf schüttelte und verstand.

„Mein Herr! Ihr wisst, wir leben in einer Zeit, wo ein Dämon schwer arbeiten muss, um zu leben. Ich habe euch eine junge Frau aus der neuen Welt mitgebracht.“

Flüstern ging durch die Reihen der Diener und Krieger.

„Seph, ich hoffe, ich habe mich verhört. Weißt du, wie viele Sklavenhändler schon von der Garde der Königin getötet wurden, weil sie durch eines der Tore gegangen sind?“

Seph lächelte verschmitzt. „Man muss nur die richtigen Verbindungen haben, Herr.“

Aren begann laut zu lachen, er kam die Treppe hinunter und das Mädchen folgte ihm.

„Das liebe ich an dir, Seph, skrupellos und hinterhältig. Aber wenn ich ehrlich bin, weiß ich nicht, was ich mit dieser Göre anfangen soll.“

Er kniete sich nieder und hob meinen Kopf, um mir ins Gesicht zu sehen. Mit hochgezogener Braue beäugte er mich. Sein zur Perfektion gekämmte lockiges Haar umspielte eine regelrecht jugendliches Gesicht mit hohen Wangenknochen und Grübchen. Nur die feinen Falten um seine Augen, verrieten dass er nicht mehr der Jüngste war. Im Gegensatz zu den anderen Wesen hier im Raum, wirkte er menschlich, ja abgesehen von seinem königlichen Auftreten, regelrecht normal: „Hm, sie hat etwas Unbändiges in ihren Augen. Fast so wie du Seph!“, brutal drückte er mein Kinn wieder von sich weg.

„Ich brauche keine weitere Konkubine und Diener habe ich auch genügend, von Sklaven gar nicht zu reden.“

Ich begann zu zittern und versuchte, die Verzweiflung, die in mir brodelte, nicht durch meine Augen widerzuspiegeln. Plötzlich erklang eine helle, kaum hörbare Stimme.

„Vater! Wenn ich so nachdenke, glaube ich, dass ich einen Nutzen für dieses Mädchen hätte.“

Aren und Seph sahen das junge Mädchen erstaunt an.

„Welchen Nutzen soll diese Sklavin für dich haben, Sadra?“

Das Mädchen neigte den Kopf und spielte mit ihren Fingern, dann sah sie ihren Vater mit einem engelsgleichen Lächeln an: „Nun, ich hätte dann eine leibeigene Dienerin. Sie wäre für meinen Schutz, für meine Unterhaltung und für meine Pflege verantwortlich. Außerdem könnte sie mir etwas über die neue Welt berichten.“

Einen Moment lang lag Schweigen in der Luft, dann antwortete Aren. „Na gut, wenn du das willst, Sadra, dann soll es so sein.“

Seph gab einem Krieger, der schützend neben der Prinzessin stand, die Kette in die Hand.

„Aber lasst sie an der Kette, Herrin Sadra, sie ist störrisch.“

Aren hob die Hand und zwei Krieger kamen auf mich zu. Einer nahm mich am linken Arm, der andere am rechten.

„Bringt sie zu Nodra, er weiß, was zu tun ist.“

Die beiden Krieger hatten mich fest im Griff, als sie mich über den großen Platz vor dem Schloss zu einer Schmiede führten.

„Nodra, hier habe ich eine neue Sklavin!“

Das grässliche Wesen drehte sich zu uns um. Mir stockte der Atem. Er war eine fledermausartige Bestie mit einem Gesicht ähnlich einem Wasserspeier. Über seine ganze Fratze zogen sich entstellende Narben.

„Oh, sieh einer an, was für ein junges Ding! Wohl wieder eine Konkubine für unseren Herrn?“

Der fuchsartige Krieger schüttelte den Kopf. „Nein, sie soll Herrin Sadras persönliche Dienerin werden.“

Nodra riss die Augen auf: „Das wundert mich jetzt aber, normalerweise lässt sich unser Herr solch eine exotische Schönheit nicht entgehen.“

Der eher schwächliche, ebenfalls fledermausartige Krieger schnaubte. „Er hat jetzt bereits zwanzig Konkubinen, wie viele soll er denn noch brauchen?“

Nodra zwinkerte dem Schwächlichen zu. „Hast wohl Angst, dass dir eine Sklavin für schöne Stunden entgeht?“

Ich fühlte mich wie ein Vieh auf der Schlachtbank und versuchte mich aus den festen Griffen der beiden Wesen zu lösen, doch dann riss der Fuchsartige an der Kette meines Halsbandes. Schmerz durchfuhr meinen gesamten Körper und ich spürte, dass ich blutete.

„Wirst du dich wohl benehmen, du kleines Miststück!“

Nodra ging in den hintersten Winkel der Scheune und kam mit einem Brandzeichen in der Hand zurück, anschließend legte er dieses ins Feuer. Ich konnte dabei zusehen, wie in einander verwobenen Kreise zu glühen anfangen, und bekam Panik. Wieder versuchte ich mich aus meiner misslichen Lage zu befreien, doch die Chancen standen mehr als schlecht.

„Wenn das kleine Ding so zappelt, solltet ihr sie vielleicht besser an den Pfahl binden, dann habt ihr auch weniger Arbeit mit ihr.“

Der Fuchsartige nickte und sie zogen mich zu einem Pfahl, an dem eiserne Schellen hingen. Ich wehrte mich aus Leibeskräften, als sie meine Hände mit den Schellen fixierten, doch ich war nicht stark genug. Als dem Schwächlichen der Geduldsfaden riss, rammte er mir seine Faust in die Seite. Ich schrie auf vor Schmerz und mir stockte der Atem.

„Das war nur ein leichter Schlag, du Göre! Hör lieber auf dich zu wehren, sonst zeige ich dir, wie es ist, einen

richtigen Fausthieb verpasst zu bekommen.“

Ich gehorchte, während mir Tränen über die Wangen liefen und ich anfang zu schluchzen. Ich hatte panische Angst und zitterte am ganzen Körper, während die beiden Krieger mit Nodra scherzten und über Alltägliches sprachen.

„Perfekt, das Brandzeichen ist heiß genug!“

Der fuchsartige Krieger trat hinter mich und riss mein T-Shirt auf, während sich der Schwächliche auf der anderen Seite des Pfahls positionierte, mit seinen Pranken meine Taille umfasste und mich brutal gegen diesen drückte, um mich zu fixieren.

„Dieses komische Ding um ihren Brustkorb muss auch weg.“

Zwei gezielte Klingenschnitte und mein BH fiel in Teilen zu Boden.

Ich wimmerte und flehte die drei an, es nicht zu tun. Nodra trat an mich heran und streichelte mir mit seiner Klauenpranke über die Wange.

„Keine Angst meine Kleine, in wenigen Sekunden ist es geschafft.“

Ich brüllte vor Schmerz, als er das glühende Brandmal auf mein rechtes Schulterblatt presste. Ich roch die verbrennende Haut und hatte das Gefühl, das Brandmal würde sich durch meinen Körper brennen. Tränen liefen mir über die Wangen und ich flehte, nein, bettelte regelrecht, er möge damit aufhören. Doch er blieb unnachgiebig. Als er endlich das noch immer glühende Brandzeichen von meiner Schulter löste, war ich einer Ohnmacht nahe und zitterte am ganzen Körper.

„So, geschafft. Jetzt könnt ihr sie über Nacht in den Kerker bringen.“

Sie lösten die Schellen um meine Handgelenke, sofort ging ich in die Knie und sackte zu Boden. Der fuchsartige Krieger half mir mit grobem Griff wieder auf die Beine.

„Netter Anblick!“, entgegnete der fledermausartige Krieger und leckte sich lustvoll über seine Lippen während er mich mit seinem Blick fixierte.

Erst jetzt bemerkte ich, dass das T-Shirt zu Boden gefallen war und ich mit nacktem Oberkörper dastand. Dem Fuchskrieger schien aufzufallen, wie sehr es mir Unbehagen bereitete. Er hob das zerfetzte T-Shirt vom Boden auf und drückte es mir in die Hand, sodass ich meine Brüste verbergen konnte.

„Hier, nimm das! Kedo, ich werde sie in den Kerker bringen, du gehst zurück ins Schloss“, sprach er mit dem Schmächtigen.

Kedo verzog bei diesem Befehl das Gesicht, beäugte mich nochmals von oben bis unten und fasste mir mit seiner prankenartigen Hand an den Hintern.

„Wird gemacht, Nerek! Zu schade, wäre ein Spaß geworden!“

Dann verließ er die Schmiede in Richtung Schloss.

Ich war ein gebrochener Mensch, als ich die Schmiede verließ. Nerek führte mich über den Platz vor dem Schloss, um mich in den Kerker zu bringen. Er hatte mich fest im Griff.

„Die ersten Nächte wirst du im Kerker verbringen, bis wir uns sicher sein können, dass du gehorchst. Danach wird man dich in deine Aufgaben einweisen und dir ein Gemach zuteilen.“

Man führte mich in das Verlies. Die einzelnen Zellen waren vollgestopft mit finsternen Gesellen, nur eine einzige war frei. Nerek ließ sie von einem Wärter, einem koboldartigen Wesen, öffnen und stieß mich hinein.

Ich saß seit zwei Tagen in der hintersten Ecke des Verlieses und weinte immer wieder bitterlich. Womit hatte ich das nur verdient? Es stank nach Urin und Kot. Um mich herum waren grimmige Bestien in die einzelnen Zellen eingepfercht, ein Untier grässlicher als das andere. Zum ersten Mal in meinem Leben wünschte ich mich wieder nach Hause zu meinen Eltern.

Der Riegel wurde entsperrt. Die Tür ging auf und vor mir stand ein katzenartiges Wesen. Vorsichtig schritt es auf mich zu, als würde es sich einem wilden Tier nähern, während ich versuchte, mich noch tiefer in die Ecke zu verkriechen.

„Hab keine Angst, bitte! Ich will dir nichts tun. Ich bin hier, um mich um deine Wunde zu kümmern.“

Es reichte mir seine Pranke und sah mich mit zuckenden Ohren und leicht wedelnden Schweif an. Zaghafte fasste ich nach ihr.

„Na siehst du, ich bin wirklich ganz nett! Mein Name ist Nele. Wie heißt du?“

Mit Tränen in den Augen sah ich sie an. „Ilona!“

Nele half mir beim Aufstehen, dann nahm sie mich an der Hand und führte mich aus dem Verlies hinaus auf den Hof des Schlosses. Langsam brachte sie mich zu einem kleinen Eingang mitten in der Schlossmauer, danach folgten mehrere Treppen abwärts. Unten angekommen fanden wir uns in einem großen Schlafsaal für Diener wieder. Überall lagen Kleiderstücke, es roch nach Schweiß und der gesamte Saal war muffig und feucht.

„So jetzt werden wir zuerst deine Wunde versorgen und dann kannst du dich etwas ausruhen.“

Nele wollte mir das T-Shirt abnehmen, das ich noch immer krampfhaft gegen meinen Brustkorb presste. Als sie merkte, dass ich mich wehrte, fasste sie mir sanft an den Oberarm.

„Ich bin hier, um dir zu helfen, Ilona. Ich will dir wirklich nichts Böses.“

Ich ließ das T-Shirt los und Nele warf es ins Feuer: „Ich werde mir jetzt dein Brandmal ansehen und es versorgen. Ich werde es mit einem speziellen Extrakt beträufeln, dann heilt die Wunde schneller. Doch zuvor werden wir dich noch waschen.“

Sie führte mich zu einem großen Fass voll mit lauwarmen Wasser. Behutsam half sie mir hinein, dann fing Nele an, mich mit einem Schwamm zu waschen.

„Das ist seltsam.“, endlich brach ich mein Schweigen.

Neles Ohren zuckten: „Was meinst du Ilona?“

Mein Blick hatte sich im Raum verloren und abermals verschleierten Tränen meinen Blick: „Ich wünsche mir die ganze Zeit, dass dies nur ein Albtraum ist, aus dem ich